

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 27.

Mittwoch, 2. Februar.

1916.

(6. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

Roman von Albert Petersen.

[Nachdruck verboten.]

Karola von Adlersfeld-Falkenhain lag in Decken gehüllt auf dem Sofa im Wohnzimmer des Harringschen Hauses. Der Arzt hatte eine Fußverstauchung festgestellt. Nun lag sie mit jodbraunem Fußgelenk da und wartete auf den Tag, da sie wieder auftreten und zum „Lanzenden Seehund“ hinübergehen könnte. Wartete? Nein, die Gräfin wartete eigentlich nicht darauf. Es tat ihr, die jahrelang nur unter fremden Menschen geweilt hatte, so wohl, sich von der mütterlichen Frau Herring wie ein Kind pflegen und umhegen zu lassen.

Dann und wann sah auch der Hooginspektor bei ihr, und wenn ihm die Kunst dessen, was man ja „Plaudern“ nennt, auch völlig abging, so konnte er doch klug und fesselnd sprechen, wenn es galt, ernstlich auf ein Thema einzugehen, und es möglichst zu erschöpfen. Und da die Gräfin sich wirklich für die Geschichte und Entwicklung, über den Landraub durch Sturmfluten und die Landgewinnung durch harte, trostige Menschenarbeit zu interessieren begann, so führten sie, der schlichte, kluge Mann, und sie, die vielgereiste „Dame von Welt“, angelegte, eifige Gespräche.

Besonders nach der Hallig Liekut fragte die Gräfin. Der Hooginspektor lächelte.

„Auf Liekut liegt der stolze Jugendtraum meines Sohnes Momme begraben“, sagte er, „er hatte so goldene hohe Pläne. Aber ich kann es mir leider nicht leisten, ihm die Mittel vorzustrecken.“

Da antwortete die Gräfin langsam, sinnend: „Ich würde es gern tun.“

Der Mann sah sie überrascht, mit höchstem Erstaunen an, dann schüttelte er den Kopf.

„Wenn ich auch überzeugt bin, daß Momme mit den nötigen Mitteln aus der Hallig einen wertvollen Besitz machen könnte — er nimmt kein fremdes Geld dazu.“

Freund — das eine Wort nur hörte die Gräfin. Ja, das war es ja. Sie war diesen Leuten hier doch die Fremde. Und — und — mochte sie noch so sehr sich bemühen, das Vertrauen, die Freundschaft dieser kühlen Menschen zu gewinnen, es war nicht leicht; denn diese Menschen verglichen scheinbar die ganze Welt mit ihrem Meer, das an sonnenglänzenden Tagen so still, so förmlich friedlich, lockend daliegt und dann plötzlich die arglos Vertraulenden hinabreicht, über die schlummernden Deiche springt und an den Wohnungen der friedlichen Menschen rüttelt.

Die Gräfin hatte sich ein wenig aufgerichtet, und plötzlich rief sie: „Ich will die Hallig laufen!“

Der Hooginspektor hatte den Kopf gehoben und sah sie an, als fragte er sich: Siebert sie?

Sie aber streckte dem Mann die Hand hin und fuhr bittend fort: „Herr Herring, können, wollen Sie Ihrem Sohn raten, mir als — nun, sagen wir — als Verwalter zu helfen, das Werk auszuführen?“

Er war aufgestanden, geradezu misstrauisch sah er zu ihr hinab. Dann kam es abweisend, stotternde von seinen Lippen: „Frau Gräfin, was — bedeutet das? — Mein Sohn und Sie — auf der Hallig? — Sollten Sie

glauben, daß wir — — für solche Geschichten halten wir uns zu — wert!“

Sie stöhnte auf. Und im Tone der verzweifelten Ratlosigkeit sagte sie: „Geschichten? Was für Geschichten denn? So — so glauben Sie mir doch. Ist denn gar kein Vertrauen in Ihnen? Was tat ich denn, daß Sie so argwöhnisch gegen mich sind? Ich bin doch auch ein Mensch mit Sinnen, welche die eigenartige Schönheit dieses Landes empfindet, ein Mensch mit einem Herzen, das den inneren Wert ihres Volksstammes ahnt, ein Mensch mit Sehnsucht nach Schaffen, Wirkeln, nutzbringender Arbeit, nach Vertrauen und Liebe dieser stillen, wortkargen Bewohner, die lieber in Taten als in Worten zeigen, was an und in ihnen ist. Die wachsende Liebe zu Ihrer Mütte trieb mich zu meinem Entschluß — nicht — Geschichten.“

Einen Augenblick stand er grübelnd da. Dann aber streckte er ihr die Hand hin, drückte ihre Rechte so fest, daß sie Schmerz empfand, und sagte: „Fürchten Sie nicht, Gräfin, ich fühle, daß ich Ihnen Unrecht tat. Versprechen Sie die Angelegenheit mit meinem Sohne.“

Momme kam vom Felde zurück, als sein Vater aus dem Haus trat und sagte: „Die Gräfin möchte wegen der Hallig mit dir sprechen. Ich glaube, du könnešt ihre Vorschläge annehmen.“

Momme murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und ging in seine Kammer, um sich von der Feldarbeit zu säubern. Dann begab er sich zu der Gräfin.

Sie schien ihn schon erwartet zu haben und sogleich begann sie ihm zu schreiben, wie sich der Ankauf, die Sicherung und Erweiterung der Hallig gestalten sollte, und fragte ihn, ob er ihr nicht helfen wolle.

Zum ersten Augenblick durchfuhr Momme nur der, eine Gedanke: Dein Halligtraum soll sich erfüllen. Dann aber dachte er: Was kann sie selbst die Hallig summern? Das, was sie da will, ist nichts als ein — Geschenk. Und wie kommt sie dazu? Pah, Leute, welche im Felde mühseln, werfen mitunter wohl damit herum. Laumei! Weiberlaune. Ne, danke.

Und ruhig antwortete er: „Bedaure, aber ich stehe wegen einer Pachtstelle in Verbindung.“

Sie sah ihn groß an.

„Und das wollen Sie nicht rüdgängig machen, wo es sich um die Hallig — Ihre Hallig handelt?“

„Ihre Hallig, Gräfin. Nein, ich mag nicht die Verhandlungen wegen der Pacht abbrechen.“

Abeisend, schroff hatte er es gesagt, und leise, weich und bitter zugleich, antwortete sie: „Ich weiß nicht, womit ich Sie verletzt habe. Sagen Sie doch, was tat ich Ihnen?“

Gegen diesen Ton war er nicht gewappnet. Ein tiefes Rot der Verlegenheit stieg heiß in sein Gesicht.

„Nichts, nichts, wirklich nichts“, stotterte er, „aber — aber so ohne weiteres schreiben: aus der Pacht wird nichts — nein, das widerstrebt mir.“

„Also ist es noch nicht bestimmt, daß Sie?“

„Ich warke fäglich auf die Entscheidung.“

Da fragte sie, ihn fest ansehend: „Und wenn Sie die Pachtstelle nicht bekommen?“

Er senkte den Kopf und wußte keine Antwort.

„Was tat ich Ihnen?“ fragte sie wieder.

Für ihn wurde diese Unterredung quälend. Was hatte sie ihm getan? Er suchte doch eine Stelle. Warum wollte er nun gerade zu ihr nicht? Gerade nach Viekuft nicht?

„Wenn aus der Sache nichts wird, Gräfin —“ entrang es sich mühsam seinen Lippen, „dann — dann bin ich bereit.“

Sie reichte ihm die Hand und sagte herzlich: „Ich hoffe, daß Ihr Pachtplan sich zerschlägt, damit Sie der Nordsee wieder ein Stück Land entreißen.“ — —

Für die Gräfin folgte ein Tag spannender Ungewißheit. Der Plan, die Hallig zu erwerben, war ihr eigentlich ganz ohne Überlegung gekommen. Jetzt aber, da sie ihn einmal gefaßt hatte, dachte sie hartnäckig daran, malte sich aus, wie sie als Herrin auf dem einsamen Stück Land herrschen würde, umbraust vom Meere, umheult vom Sturm. Wie stolz, wie trostlos stark würde solch Leben machen. Und neben ihr, mit ihr würde jener Mann sein, der — —. Doch sie wies den Gedanken zornig von sich.

Auch über Momme war eine quälende Unruhe gekommen. Am Vormittag und am Nachmittag war der Landbriesträger mit Posttäschchen gekommen, aber kein Brief für ihn war dabei.

Gegen Abend hielt er es nicht länger aus. Vielleicht lag auf dem Brodboer Postamt schon ein Brief für ihn, der erst morgen früh zur Bestellung gelangen würde.

Und mit raschem Entschluß sattelte er ein Pferd und ritt davon.

Vor Lycho Lichens Landstelle hielt er an, und die blonde Petrea eilte durch den Garten und reichte ihm die Hand.

„Musß zum Postamt“, sagte er. Er mochte nicht davon sprechen, welche Vorschläge die Gräfin ihm gemacht hatte. Hoffentlich würde ja nichts daraus. Hoffentlich konnte er die Stelle pachten, und dann — dann wollte er Petrea bitten, seine Frau zu werden.

„Die Gräfin ist noch bei uns auf dem Hofe“, sah er, nur weil sich seine Gedanken gerade mit ihr beschäftigten und er etwas sprechen wollte.

„Ich hörte es“, antwortete Petrea ruhig, „man erzählte von ihr. Und sie muß ja besser sein als wir im ersten Augenblick annahmen. Sie soll so natürlich sein, als wäre sie nichts — Besonderes.“

„Besonderes?“ entgegnete er wegwerfend, „mir ist nie in den Sinn gekommen, daß sie was — Besonderes wäre.“

„Na, na, Momme“, meinte Petrea lächelnd, „eine vornehme Dame ist sie, und dann — schön ist sie auch.“

„So?“ fragte er, „daß ist mir nicht aufgefallen.“

„Ein schlechtes Zeichen für deinen Geschmack, Momme, deine spätere Frau ist zu bedauern.“

„Wieso?“ fragte er mit ehrlicher Verständnislosigkeit, — doch ich muß weiter. Nachher komme ich wieder vor.“

Sie reichten sich die Hände und Momme ritt davon. Je näher er dem Nieden kam, desto unruhiger und unsicherer wurde ihm ums Herz. Er sah Petrea vor sich, ihre schlanke, ranke Gestalt, ihr stolzes, treues Gesicht. Wenn ich nun die Pachtstelle bekommen kann! Er sah sich und die Geliebte schon am Hochzeitstage zur Trauung nach der Brodboer Kirche fahren. Wenn — wenn! Dann aber dachte er: Wenn aus der Pacht nun nichts wird? Mit der Fremden nach Viekuft?

Er richtete sich im Sattel auf.

„Vorwärts!“

Das Pferd fuhr aus dem trägen Trab auf, und im Galopp ritt Momme in Brodbo ein. Er ließ das dampfende Tier in der „Anfehnwirtschaft“ stehen und begab sich zum Postamt. Kurz Zeit darauf stand der junge Marschbauer am Pult im Schalterraum und durchflog das ersehnte Schreiben.

Sein Gesicht war ernst, fast finster geworden. Einmal schüttelte er den Kopf und salzte den Brief zusammen. Eine noch höhere Pachtsumme verlangte der Besitzer. Und Momme hatte ihm doch ausführlich vorgerechnet, daß er nicht mehr könnte, wenn er die Bedingung, aus Weideland keine Kornfelder zu machen, einhalten müßte.

Also zerschlug sich der Plan doch. Warten müssen wir mit der Hochzeit, Petrea. Mit der Fremden geht's nach der Hallig. Weiß Gott, was für ein Leben das wird.

Still und bedrückt bezog er sich in die Wirtschaft, in welcher sein Pferd stand. Nachdenklich saß er bei einem Glas Grog. In der Wirtstube befand sich sonst kein Gast. Der Wirt war abwesend, und seine Frau studierte eifrig den „Nordfrieslandsboten“ und überließ den Gast seinen Gedanken.

Draußen an der Wand hing jene Karte, welche sich auch in des Koogsinpektors Binumer befand: Nordfrieslands Harden vor der großen Flut 1634.

Da lagen sie noch alle hinter festen Deichen — die jetzt schon mehr als dreieinhalb Jahrhunderte toten Städte, Rungholt, Aenbol, Elver und Niendorf und viele andere. Da lagen sie, Vydt und Occogrov, und dazwischen, ein wenig westlicher — Viekuft, die jetzige Hallig. Und plötzlich erwachte in Momme wieder der stolze Traum früherer Jahre. Der Nordsee einen Fezen ihrer gewaltigen Landbente wieder zu entreißen!

Doch als er dann durch die stille Abenddämmerung dahinritt, wurde er wieder trüb und grieblerisch. Was würde Petrea sagen? Sie hatten sich ja doch schon verstanden. Und er wußte, daß auch Petrea von jener Pachtung ihr Lebensglück erhofft. Und nun — war das aus, verschoben auf unabsehbare Zeit.

Schweren Herzens sah er den Geesthof Lycho Lichens vor sich liegen, sah, daß eine Mädchengestalt am Gartenzaun stand und nach Brodbo hinüberspähte — Petrea. Sie mußte ihn schon bemerkt haben. Er aber ließ das Pferd langsamer gehen; die Geliebte würde ja früh genug die enttäuschende Botschaft erfahren. Und schließlich stieg er sogar aus dem Sattel und führte das Pferd am Hals.

„Bist du zu schwer für den Braumen?“ rief Petrea ihm frisch entgegen. Dann aber bemerkte sie, daß ein schmerzliches Lächeln über sein Gesicht huschte, und ängstlich fragte sie, auf den Sandweg tretend: „Was ist geschehen, Momme?“

Da kam es gequält von seinen Lippen: „Ich kann die Pachtstelle nicht bekommen, Petrea.“

Sie sahen sich lange schweigend an. Beide wußten voneinander, was sie in diesem Augenblick dachten.

Endlich sagte sie: „Und was wirst du jetzt tun?“

Er zögerte, suchte nach Worten. Dann erzählte er stockend, was er der Gräfin veriprochen.

Petrea unterdrückte das quälende Gefühl, welches plötzlich in ihr aufsteigen wollte, und tapfer erwiderte sie: „Aber, Momme, das war doch dein Lieblingssmunsch — Land zu gewinnen. Eine dankbare Aufgabe wird es für dich werden.“

„Petrea —“ stieß er aufstöhnenend hervor — „Petrea — und wir beide?“

„Wir beide —“ wiederholte sie leise. Dann aber reichte sie ihre Hände hin und rief: „Was du tun wirst, wird für unsere Freude von Nutzen sein, Momme. Wir dürfen nicht zuerst an uns denken.“

Das klang so schlicht und in aller Einfachheit so tapfer, so groß, und plötzlich hatte Momme das geliebte Mädchen an sich gerissen und küßte zum erstenmal die frischen Lippen.

Schließlich machte sie sich frei und warf einen schenken Blick nach dem Hause zurück. (Fortsetzung folgt.)



= Lesefrucht. =

Wenn der Mensch dem Tode sich nähert, gestaltet sein Leben sich neu.
Karl Heder.

Eine Reise ins überchwemmte Havelland.

Uns wird geschrieben: Die alte Theorie vom Gesetz der Serie ist wieder einmal Wahrheit geworden. Raum hatte der Draht von der Sturmflut an der Küste Hollands berichtet, wie die Wellen über die Dämme warf, das Wasser in den Kanälen und Grachten steigen ließ und das ganze holländische Deichland überchwemmte, als auch die friedliche Havel, die liebliche und geruhsame Wasserstraße des Brandenburgischen Seengebietes kriegerische Unwandlerungen befam und in des Wortes augensfälliger Bedeutung die Grenzen des Herkömmlichen und Angestammten überstieg. Der Regen der letzten Wochen, der dem Frühling übermäßig zuvorlief, fand in dem flotten Wind, der über das Havelland streicht, einen gleichgesinnten, übermütigen Bundesgenossen. Anfangs suchte die alte Havel, ihrem guten Rufe getreu, standzuhalten und den drängenden Verlodungen Widerstand zu leisten. Über der Regen plätscherte immer mutwilliger, der Wind blies immer leichtfertiger — bis die gute, alte Havel, gedrängt und getrieben, ihre ehrtame Tradition im Stich ließ und die kleine Naturrebellion von Bichelsberge bis Potsdam und darüber hinaus mitmachte. Es begann mit einem leicht gekräuselten Wogengang und einmal so weit, ging es immer schneller auf dem jungen Weg der Revolution. Die schmalen Landzungen wurden überchwemmt, Verbindungswege, Brückchen und Stege verschwanden unter den treibenden Wasserspiegeln, die Wurzeln und unteren Stämme am Ufer gelegener Baumgruppen stiegen in ein unfreiwilliges Boot, und die Sträucher bliesen nur noch mit den schwanken den, wippenden Spitzen ihrer winterfahlen, braunen Äste über die Wasserrüste, die sich ringsum auszudehnen sucht.

Und da Holland weit, die Reiseverbindungen schlecht und das Überstreiten der Grenzen und Umlaufstreifen im Ausland gegenwärtig nicht gerade zu den wünschenswertesten Bequemlichkeiten gehören, beschließt der sensationslüsterne Hochdrucktreisende, sich mit einem Gummimantel zu bewaffnen, ein Billett auf der Vorortbahn zu lösen, und die soviel besprochenen Hochwasser im märkischen Waldgebiet höchst persönlich einer näheren Besichtigung zu unterziehen.

Die Mark ist ja nicht Holland und die Havel nicht die Nordsee — aber der moderne Europäer hat (sofern er nicht Soldat und damit Gewohnheitsreisender geworden ist) sich zu bescheiden und seine internationale Expansionslust zu bezähmen gelernt. So wartet er denn auf dem Bahnhof Charlottenburg mit der gelassenen Miene eines blasierten Globetrotters und der im Kriegsverlebt notwendigen und zu einer neuen Tugend gewordenen Geduld auf den Zug nach Potsdam, der ihn den steigenden Wassern zu führen soll. Schließlich rattert und schnaubt der Zug auch wahrhaftig heran, und bald sieht man im geleiteten Abteil, dort Albenleuer und Bilder gewärtig, die da kommen sollen.

Um den alten Fichten und Föhren des Grunewalds geht es vorbei, zwischen Baumwänden, hinter denen man das aufrißherische Gewässer zwar nicht sehen, aber, mit geographischen Kenntnissen wohl ausgestattet, mit Bestimmtheit vermuten kann. In Babelsberg endlich verläßt man den Zug, um die Wunderung ins unbekannte Neuland (sofern bei diesem Unternehmen das Wort „Land“ angebracht ist) zu wagen. Und wirklich — es ist keine Legende: der Babelsberger Park ist zum Teil unter Wasser gesetzt. Ungezwungen plätschert es auf den einst so idyllischen Wegen, die jetzt selbst dem hartnäckigsten und unentwegtesten Liebespaarchen verstopft sind. Hier und da tauchen Kleime, wellenbedeckte Inselchen empor, die Bäume scheinen zu schwimmen, die Nebel des frühen Winternachmittags sinken sacht aus der süßen Luft herab, und bald ist's, als schwebte die entblätterte Vegetation zwischen silbergrauen Schleiern. Unten Wasser, oben Nebelkluft und dazwischen reisen die alten Bäume, die an jo etwas nicht gewöhnt sind, ihre braun-grauen Körper bekleidet, frum und gespenstisch, wie ernsthaft-drohende Arme empor. Lange steht man vor diesem ersten Bild, besangen von dem eigenartig starken Reiz, der der allbekannten Landschaft ein neues und sentimental-träumerisches Gepräge gibt. Dann begibt man sich zur Station zurück, um von dem nächstfälligen Zug seine Offensive ins Wassereich ein Stück weiter vorzutragen zu können.

In Novawes befindet man sich im Mittelpunkt der Wasserstrategie. Hier sind zahlreiche Vorgärten gründlich

durchmäht, vor Ausblick auf Wasserarme und geheimnisvoll ausgedehnte Teiche zaubert ein fremdes, abenteuerlich anmutendes Bild hervor. In einigen einsamer liegenden Häuschen glaubt man in der ungewissen Beleuchtung des zunehmenden Abends sagenhafte Haushalte zu erblicken, deren Dachlinien sich in verwunschenen Wassern spiegeln. Ein langer Baum, der die Rückseite der Gärten von Novawes gegen Felder, Wiesen und Kleine abgrenzt, ragt in windbewegtem Wasser. Die bosagten Felder, Wiesen und Raine sind nicht zu erblicken, ein See bedeckt den Grund, und das nasse Element bringt mit leiser Plätscherwurzel durch die Baumflossen in die kleinen Gärten ein, um erst vor dem sanft ansteigenden Festland murmelnd einzuhallen. Dahinter ragt ein Kirchturm, die Glöden erklingen weithin über das Wasser.

Weiter geht's — auf Potsdam zu. Vorbei an einem Fabrikgebäude, dessen gläserner Gefürcle Wände unsichtbar im Wasser führen — ein Märchenschloß der Arbeit, unschönerlich, schwatz, stark und unbeweglich am Ufer einer märchenhaften Blut, die neugierig bis vor das große Eingangstor rieselt. In Potsdam beugt man sich über die Brücke, um die Dampferanlegestellen schüchtern aus dem Kanal austauschen zu sehen, mit jenem an Wasser gewohnten, ein wenig schlüpfrigen Gleichmut grünemooster Pfosten und schlüpfriger Bretter, der eine Eigentümlichkeit aller Dampferanlegestellen ist. Mit einigen leichten, neugierigen Bliden verfolgt man die „verwässerte“ Szenerie von Potsdam nach Nauh. Darauf nimmt man Abschied von dieser Miniaturüberchwemmung und fährt im von roten und grünen Däufeltern gestirnten Dunkel heimwärts — nach Berlin, das weniger feucht, dafür aber auch weniger romantisch ist....



Aus der Kriegszeit.

Der „große Tag“ von Mitau. Dem Briefe eines alten Mitauers entnehmen wir die folgende Schilderung, die das funflose Blüten des russischen Pöbels bis zur endgültigen Befreiung der bedrängten Einwohner beim Einmarsch unserer Truppen in besonders eindrucksvoller Weise vor uns erzieht läßt: „Ja, es waren schwere Tage und Stunden, die der Einnahme Mitaus vorangingen. Man hörte den Donner näher und näher und dies und jenes Gerücht und erfuhr doch nichts Bestimmtes. Dabei lobte Soldateska und Beauteute Welt immer toller. Man wagte sich kaum auf die Straße, weil man fürchtete, noch, in leichter Stunde verschickt zu werden. Meine Söhne hielten ich nach Möglichkeit im Hause, weil täglich Razzias gemacht wurden, um Leute zum Graben der Kanäle einzufangen. Männer mit grauen Haaren wurden abgeführt, meine Jungen entgingen noch glücklich den Höschern. Dann kam die letzte böse Nacht auf den 14. August. Spät abends jagten russische Reiter durch unsere Straßen. Sie hatten bei einem Oberlehrer in Quartier gelegen, hielten bei ihm an und riefen ihm zu: „Wir, Sie noch hier, wir bitten Sie, verlassen Sie sofort Ihr Haus, es wird in der Nacht durchbretzen passieren, und wir wollen Sie retten.“ Dann erfolgten die Sprengungen, die ganze Nacht hindurch ein unbeschreibliches Knallen und Donnern. Ich ging in meinem Garten auf und nieder, die anderen hatten sich schlieflich doch hingelegt, in Kleidern natürlich. Um 4 Uhr kam die Nachricht, in der Stadt ist Pogrom! Da sah mir der Mut, sie bringen uns doch um, ehe die Deutschen da sind! Kosaken und lettischer Pöbel hatten die Weineller aufgebrochen, sich betrunken und plünderten dann die Läden in der Katholischen Straße, schlugen die Fensterscheiben ein und sprengten sinnlos mitten in der Stadt umher und in die Häuser. Außerdem brannten die Holzläger, die Kadetten, der lettische Konsumverein und andere Häuser. So ging es fort bis Mittag. Man konnte nicht unterscheiden: was der Donner nur von den Sprengungen oder beschossen sich auch die Gegner hinüber und horüber. Eins habe ich vergessen: der Abzug der Asiaten am Sonnabend, das war doch herzergreifend, wie sie davongingen, Zivil und Militär, selber in der Meinung, daß es ein Abschied auf Niemandsriedersehen gäbe. In der Nacht hatten der Gouverneur, Polizeimeister und Kreischef (eine Art Landrat) noch eine wilde Orgie im Schloßgarten bei geröntgem Champagner abgehalten. Der Gouverneur tanzte dabei Kosakschot! (russischer Tanz, bei

Trinzelagen sehr üblich). Was will man mehr? Bis zur letzten Minute haben sie sich nicht verleugnet. Man genöhnt sich an alles. Troh des ununterbrochenen Donners und Brachens saßen wir uns auf der Veranda am Sonntag zum Essen. Ja, wir waren kaum zu Ende, ein Schuppen wie von Bienen. Ich horche hin, Schrapnells sausen über unser Dach. Nun war es Zeit. Fort zum Keller des benachbarten starken Steinhauses. Meine Familie und die Magde eilten davon. Ich schloß die Türen ab. Als ich auf die Straße kam, sausten die Schrapnells ununterbrochen. Ich kam glücklich an und fand eine bunte Gesellschaft dort versammelt. Vom zweiten Stock aus konnte man eine deutsche Batterie deutlich sehen, sie stand auf dem Eisenbahndamm. Aber auch von der Döllenschen Seite feuerten die Deutschen. Die russischen Kanonen standen jenseits der Ma. Zwei Stunden dauerte die Beschiehung, und manches Haus kriege Löcher. Auch durch unsere Wirken am Garten gingen Geschosse, wir fanden später die Eisenstücke. Dann ein Moment der Ruhe, wir wagten uns etwas hinaus, da hörten wir Getrappel. Die Russen sausen im Sturm aus den Tranchen hinter der Stadt bei uns vorbei durch die große Straße zur Brücke. Und dann zwei Radfahrer, die Rückseiten auf dem Rücken und den Helm auf dem Kopf... ein allgemeiner Schrei: Sie kommen, sie kommen! Und alles rannte zur Brücke. Und sie kamen, das Gewehr im Anschlag, aber lachend und grüßend, die 28er, Rheinländer. An der Brücke stand ich in einer Schar von Damen. Wir winkten, und alles grüßte freundlich wieder. Dann! Limonade, Wein, Papyros, Rosen! Mit meiner Jungen ging ich dann zum Markt, dort flutete alles von Truppen, die mittlerweise auch von Schauben und Sägarren durch die Grünhöfische Straße einzogen. An der Grünhöfischen Straße wollten die Russen ein Haus, in dem eine baltische Familie wohnte, in die Luft sprengen. Vergewisselt hatten schon die Bewohner die allernötigsten Sachen gepackt, um das Haus zu verlassen, da kamen im rechten Augenblick die deutschen Befreier. Ein kleiner Knabe lief ans Klavier und spielte: „Eine feste Burg ist unser Gott“, worin die ganze Kompanie draußen kraftvoll einstimmte. Unabsehbare und alle Waffengattungen, namentlich auch gewaltige Geschüze, zogen heran, ein überwältigender Anblick! Die Rheinländer aber waren die ersten gewesen und in der Großen Straße von der Brücke her noch aus Maschinengewehren beschossen worden. Ohne Unterbrechung zogen die deutschen Truppen an uns vorbei und riefen uns Profit zu. Offiziere hielten zu Pferde, und wir reichten die Gläser hinaus. Abends noch war Limonade, die Russen drangen jenseits der Ma heran, und die Deutschen schossen aus schweren Geschützen vom Markt über das Rathaus hinweg. Der Lustbrücke bedeckte zum Teil das Rathausdach ab... So verlief unser proßer Tag..."

Kriegstechnische Überraschungen in früherer Zeit. Die „technischen Überraschungen“, mit denen Deutschland in diesem Weltkriege keinen Gegner aufwarten konnte, geben zu merkwürdigen Parallelen Anlaß. Man braucht nur an die Gefanteren des Pyrrhus bei Herakles zu denken, die — mutatis mutandis — nach Eindruck und Wirkung unsern 42-Zentimeter-Mörsern zu vergleichen sind; und wenn zur See in unseren Tagen die U-Boote es waren, deren Erfolge die gespannteste Aufmerksamkeit auf sich zogen, so hat man dieser neuen Waffe unbedingt die genialen Erfindungen des Dänen an die Seite zu stellen, der durch Enterbrücken die Seeschlacht in einen Landkampf verwandelte und es dadurch, wie wir heute, dem Feinde unmöglich mache, die endrückende Übermacht seiner Flotte entscheidend zu bemühen. Wer auch etwas Ähnliches wie die Verwendung betrübender Grise ist schon einmal dagewesen. Die Esche tanzt sich im Nordischen Kriege zu und zwar in einer Gegend, die auch jetzt weder unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Der schwedische König Karl XII. hatte im Jahre 1700 seinem von Dänemark bedrohten Schwager, dem Herzog von Holstein-Gottorp, erfolgreich Hilfe geleistet und mit den Dänen den Frieden von Traventhal geschlossen. Dadurch hatte er freie Hand bekommen, um den Russen, deren Zar Peter gerade in das damals schwedische Ingermannland eingefallen war, an Ort und Stelle entgegenzutreten. Der denkwürdige Zusammenstoß erfolgte bei Narva am 20. November 1700, wo Karl mit nur 8000 Mann die fünfzig überlegenen russischen Belagerungstruppen zu Paaren trieb. Der Sieger vergaß nach dieser glänzenden Waffentat keineswegs, daß ihm noch eine weitere

schwere Aufgabe bevorstand. Schon vor Monaten war König August von Polen, Sachsen's Kurfürst, in Livland eingefallen, hatte zeitweilig Riga besiegert und schließlich eine feste Stellung an der Düna bezogen. Von hier aus wollte Karl XII. seine Feinde vertreiben, um Kurland in seine Hand zu bringen. Es galt, die Düna zu überschreiten. Die Sachsen und Polen waren offenbar nicht stark genug, um auf der ganzen von ihnen besetzten Linie jeden Übergangsoffschuh von vornherein zu vereiteln. So suchten sie diejenige Stelle zu erspähen, wo der Übergang vor sich gehen sollte, um dann hier ihre Truppen zu konzentrieren. Karl fäajchte sie, indem er an einer Floßbrücke arbeiten ließ, obwohl er an einer ganz anderen Stelle und auf Booten übersetzen wollte. Er verfügte zu diesem Zweck über Schiffe einer neuen Erfindung, deren Bordseite höher als sonst war und zur Beschleunigung der Landung heruntergelassen werden konnte, während sie bei der Überfahrt gegen das feindliche Feuer Schutz gewährte. Damit nicht genug, hatte der König auch den Wind in seine Dienste genommen, der von Norden kam und den feindlichen Stellungen zuwies. Diesen Umstand bemühtend, hatten die Schweden große Stapel feuchten Strohs entzündet, dessen Rauch bald über dem Fluss und dem jenseitigen Ufer lagerte. Ihm zu verstärken, fuhren neben den eigentlichen Transportschiffen zahlreiche Kahnne mit brennenden Strohbündeln her, so daß die Sachsen und Polen die Lage rechtzeitig zu überschauen außerstande waren und von den überraschend gelandeten Schweden leicht geworfen wurden. Voltaire erzählt diese Kriegslist in seiner Geschichte Karls XII. (13.)

Der Gründer der Stadt Lille. Ein Mitarbeiter schreibt uns aus Lille: Die letzten Gewalttaten der Engländer gegen die von uns schon seit über Jahresfrist besetzten Städte Lille haben gerade nicht dazu beigetragen, die Liller freundlicher gegen ihre englischen Verbündeten zu stimmen, die ungeachtet der Zwecklosigkeit dieses Verfahrens, das höchstens nur den Franzosen selbst Schaden bringen kann, die Stadt bereits mehrfach mit Bomben belegten. Bei der Gelegenheit ist es nicht ohne Interesse, auf die in Lille allgemein verbreitete und auch in den Schulen gelehrt Sage von der Gründung der Stadt hinzuweisen, eine sehr romantische Sage, die den engen Zusammenhang zwischen der Stadt Lille und den englischen Freunden bis in die graue Vorzeit der Stadt zurückverfolgt. Danach ist der Gründer der Stadt der Sohn eines Fürsten von Dijon gewesen, der gegen das Jahr 620 Burgund verließ, um sich nach England zu begeben, aber auf der Reise in der Nähe des heutigen Lille von einem Ritter erschlagen wurde. Die Frau des Erschlagenen, die sich eine Zeitlang verstecken konnte, gebart einen Sohn, den sie auf jeden Fall vor den Verfolgern retten wollte, weil die Jungfrau Maria ihr im Traume verkündet hatte, daß Kind werde später den Vater rächen und das Land von dem heutigen Thymannen befreien. Der Knabe, unter einer Heide verborgen, wurde von einem Einsiedler gefunden und erzogen. Die Sage erwähnt dabei, daß eine Hirschkuh dem Knaben die stärkende Milch ließerte. Der Einsiedler vergaß aber nicht, den Knaben immer wieder auf seine Pflicht, den Vater zu rächen, hinzuweisen. In England, am Hofe des Königs, zum Manne herangewachsen, begab er sich nach Frankreich zurück, erhob beim Könige Lothar II. Klage gegen den Ritter und erhielt die Erlaubnis zu einem Zweikampf mit ihm. Die Entscheidung schwankte lange, denn der Ritter galt als einer der stärksten Ritter des Königreiches. Schließlich behielt der Ritter — er war vom Einsiedler auf den Namen Lyderio getauft — die Oberhand. Der König schenkte ihm als Belohnung für die mutige Tat den großen Besitz des Ritters und übertrug ihm die Verwaltung ganz Flanderns. Lyderio — so schließt die Sage — regierte gerecht und weise, und viele Leute suchten unter den Mauern seiner Burg Schutz. Allmählich entstand hier so eine Stadt, Ville genannt, abgeleitet vom lateinischen Worte Insula, später zu Ysler zusammengezogen. Der Gründer der Stadt aber wurde zum Stammvater der Grafen von Flandern. Das ist in kurzen Umrissen die bekannteste Sage von der Gründung Lilles, die sich wohl zuerst in einem 1571 zu Antwerpen gedruckten Geschichtswerk von Peter von Onbeghers Chroniken und Annalen von Flandern von 620—1476' findet. (13.)